Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 32

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor: Franck, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643062

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 11. August 1934

Die Felswand. Von C. F. Meyer.

Feindselig, wildzerrissen steigt die Felswand.
Das Auge schrickt zurück. Dann irrt es unstät
Daran herum. Bang sucht es, wo es hafte.

Dort! über einem Abgrund schwebt ein Brücklein
Wie Spinnweb. Höher um die scharfe Kante
Sind Stapfen eingehauen, ein Wegesbruchstück!

Fast oben ragt ein Tor mit blauer Füllung:
Dort klimmt ein Wanderer zu Licht und Höhe!
Das Aug verbindet Stiege, Stapfen, Stufen.
Es sucht, es hat den ganzen Pfad gefunden —
Und gastlich, siehe, wird die steile Felswand.

„Wippwapp". Roman von Hans Franck.

Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 6

In Wahrheit lief Gusts Geschäftigkeit von Jahr zu Jahr leerer. Sie lärmte nur mehr als früher. Wie Mühlsteine, die um so lauter klappern, je weniger Korn sie zwischen ihren steinernen Zähnen haben.

Einmal rief Rikelchen den Ruhelosen an.

Gust begriff nicht. „Stehe ich morgens später auf?" fragte er verwundert. „Nein", mußte seine Frau antworten.

„Liege ich mittags zwei — drei Stunden im Bett, statt mich mit einem Nicker von zehn Minuten in der Sofaecke zu begnügen?"

„Nein."

„Gehe ich eine Minute vor Geschäftsschluß nach oben?"

„Nein, Gust."

„Was willst du also eigentlich von mir?"

„Versuch es doch mal wieder einen Tag lang in der Woche mit Arbeiten auf deinem lieben alten Schusterhüker."

„Daß der Schreiber und die Verkäuferinnen denken: Heut hat der Alte Stallwache! Und mich durch Faulheit oder sonst wodurch bestehlen!"

„Du brauchst den Tag ja nicht festzulegen — kannst wechseln, brauchst ihn nicht anzukündigen — kannst sie darüber im Zweifel lassen."

„Nach einer Stunde merken die, was meine Glocke geschlagen hat."

„Also zweimal in der Woche einen halben oder viermal einen Vierteltag."

„Hast du nie das Wort gehört, Rikelchen: Des Herrn Fuß düngt besser als Mist? Mein Baron, der nicht einmal seinem Inspektor über den Weg traut, geht den ganzen Tag mit dem Stock in der Hand auf seinem Acker spazieren. Nichts tut er, wenn man die Sache mit den Augen ansieht. Und trotzdem schafft er, wenn man es mit dem da, mit seinem Verstand, betrachtet, mehr als zwei von seinen zwanzig Spann Pferden. Mindestens drei Spann, und das sind — was du trotz deiner rheinischen Herkunft wohl schon weißt — zwölf Pferde, mindestens achtundvierzig Pferdebeine müßte er mehr einstellen, wenn er nicht von früh bis spät als Faulenzer auf seinem Acker spazieren ginge."

„Ich will dich ja gar nicht von dem Aufsichtführen wegreden. Aber versuch doch mir zuliebe, täglich eine Stunde lang auf deinem alten Hüker zu sitzen und wieder Schuster zu sein."

„Wenn ich dir einen Gefallen damit tue — meinetwegen!" willigte Gust ein.

Drei Tage lang mühte er sich ehrlich, wenigstens eine Stunde an jener Stelle, auf welcher er früher zwölf, vierzehn Stunden zwischen Schlafen und Wachen hämmernd verbracht hatte, auf seinem Schusterhüker zu arbeiten. Aber die innere Rastlosigkeit ließ es nicht zu.

Sehr bald trieb Gust es genau so wie zuvor. Ohne daß ihm der Bruch seiner Zusage bewußt wurde.

Rikelchen sah es. Schwieg aber.

Nur an einer Stelle noch fand Gust während der Ge-

schäftszeit Ruhe: auf der obersten Stufe des Steintritts vor seiner Haustür an der Hohen Straße.

Dort stand er oft stundenlang. Den Spitzbauch vorgeschoben, die Hände unter der grünen Schürze in den Hosentaschen, die dichtbehaarten Arme bis über die Ellenbogen bloß, den frühgelichteten Kopf, dessen einstige Kantigkeit Plusterbacken und Doppelkinn verunstalteten, bald nach rechts, bald nach links wendend, nie um ein höfliches Wort an Eintretende, um einen wohlabgemessenen Dankessatz für Heraustretende, um einen fröhlichen Zuruf an Vorübergehende verlegen.

Fragte jemand: „Gust, wo geiht't?", dann antwortete er, der sich der plattdeutschen Sprache während des Laufs der Jahre mehr und mehr entwöhnt hatte, in der Sprache seines Herzens: „Uns geiht dat gaud!"

Das kam jedesmal so übervoll, so tönend, so glückhaft, so tief aus Gust herauf, daß es oft die ganze Hohe Straße entlang — linker Hand bis zum knallroten Postamt, neben dem Weidetor, rechter Hand bis zur altersgrauen Mühle vor dem Wiesentor — schallte: „Uns geiht dat gaud!"

Man fand schließlich in der Stadt nicht nur Wohlgefallen und Herzensfreude an diesem fröhlichmachenden Ausruf des begüterten Lederhändlers August Micheelsen, sondern man begann allmählich Spaß und Spott damit zu treiben, Gust — die verkörperte städtische Bürgertüchtigkeit — seinen allbekannten Glücksruf ausstoßen zu lassen. Weit öfter als Teilnahme, Höflichkeit, Herkommen geboten, fragte man beim Vorübergehen, fragte man von fern, fragte man durch die Haustüre, fragte man aus den offenen Fenstern: „Gust, wo geiht't?" Und jedesmal lautete in unbefangener Glückseligkeit die Antwort: „Uns geiht dat gaud!"

Eines Nachmittags krähte ein vorbeistrolchender Schuljunge zu dem auf seinem Haustritt Stehenden empor: „Gust, wo geiht't?" Der Behäbiggewordene begann seiner Gewohnheit gemäß zu antworten: „Uns geiht ..." Erst als der jugendliche Missetäter, von unnötiger Furcht gejagt, zu rennen anfing, merkte Gust, daß er durch einen Frechling zum Narren gehalten war. Trotz seiner Wohlbeleibtheit lief er hinter dem Ausreißer her, holte ihn ein und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

Unter dem Grabstein „Dummerjungenstreich!" wurde dieses Erlebnis als vergangen und vergessen beigesetzt.

Aus wessen Mund auch immer weiterhin die Frage kam: „Gust, wo geiht't?", ob sie ernsthaft oder spaßhaft gemeint war, ob der Rufende seine Worte bedachte oder übers Herz hinredete, ob Anteilnahme, Gleichgültigkeit oder Lächeln auf sie warteten, stets lautete die selbstverständliche, aus tiefster Brust aufsteigende, die ganze Hauptstraße der Stadt entlang schallende Antwort Gusts: „Uns geiht dat gaud!"

Jahr um Jahr ging hin. Das Geschäft blühte. Der Wohlstand nahm zu. Das Ansehen mehrte sich. Kaum einer dachte noch daran, daß der jetzige Besitzer des früheren Senatorhauses nach dem Umweg einer zehnjährigen Wanderschaft aus den Baracken auf die Hohe Straße gekommen war. Und wenn es doch einmal irgendwem einfiel, hütete er sich, vor einem andern davon zu sprechen. Denn wer konnte wissen, wie hoch es den Sohn des Pantoffelmachers noch hinauftrug? Das Haus eines Senators besaß er schon und, was einem gefehlt hatte, Geld, viel Geld dazu. Die Frau war der verkörperte Frohsinn. Der Junge hatte einen hellen Kopf. Krankheit blieb fern. Was konnte Gust hindern, immer wieder auszurufen: „Uns geiht dat gaud!"

Es klang manchmal zu laut! Wie das Horn des Postillons, der morgens der ganzen Stadt zutrompetete: „Ich fahr' ab!" abends: „Ich bin wieder da!" Jawohl, sie sollten es wissen und hören: „Uns geiht dat gaud!" Denn sie hatten sich alle dagegen gestemmt, daß er nach oben kam. Aus eigener Kraft, gegen ihren Willen hatte er es geschafft. Wer konnte ihn zwingen, was ihn nötigen, zu schweigen? Niemand. Nichts.

„Uns, wißt ihr es, hört ihr es alle, ihr eingebildeten Bewohner der Hohen Straße? — Und, mir, dem Barackenjungen und meiner Frau, die nichts in die Stadt mitgebracht hat, als was sie auf dem Leibe trug, „uns geiht dat gaud!"

IV.

Uns geht es gut! rief August Micheelsen, Lederhändler en gros et en detail. Tag für Tag, viele Male seiner mecklenburgischen Heimatstadt zu. Uns, sagte er, niemals mir. Denn bei allem, was er dachte, sagte, fühlte, tat, schloß Gust seinen Jupp und sein Rikelchen ein, mit denen er die menschliche Dreieinigkeit, Vater, Mutter, Kind, in vorbildlicher Weise lebte.

Jupp gedieh gleich einem sorgsam gehegten Bäumchen, das in gutes Erdreich gepflanzt ist.

Er glich völlig seinem Vater. Bis auf das Haar, dessen bläulich schimmernde Schwärze von der Mutter stammte. Da er ungewöhnlich begabt war — die Krone ihrer Schule, wie sie solche seit Jahrzehnten nicht gehabt hätten, nannte der Rektor ihn einmal seinem Vater gegenüber —, so schickte Gust ihn mit zwölf Jahren in die Residenz auf das Gymnasium. Er litt und stöhnte unter der Vereinsamung seines Hauses. Aber den Wunsch Rikelchens, die an dem Fernsein Jupps viel schwerer trug, aber von ihrem Leid schwieg, ihrem Verlangen nach einem zweiten Kinde, trat Gust auch jetzt mit einem Nein entgegen. Den einen werde er dahin bringen können, wohin er ihn haben wolle, behauptete er. Zwei nicht. Er könne es nicht verantworten, auf Kosten des Lebensglücks ihres Einzigen ihr persönliches Glück zu befriedigen. Außerdem werde sie, was er täglich beobachten könne, mit dem Alleinsein viel besser fertig als er!

Als Jupp das Abitur mit Auszeichnung bestanden hatte, bestimmte sein Vater, daß er Jurist zu werden habe. Und fortan war es der Traum der Tage Gusts: Der Enkel des Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen, der sich mit zehn Kindern in den Baracken durch das Leben gehungert hat, wird einmal als oberster Beamter, als Bürgermeister, jene Stadt regieren, in der ich, der Pantoffelmacherssohn, mich bis zum zweitreichsten, allgeachteten Bürger durch meinen Fleiß und meine Tüchtigkeit emporgearbeitet habe!

Jupp ließ das Künftige auf sich beruhen; fügte sich aber bei allem Gegenwärtigen dem übermächtigen Willen seines Vaters. Denn er hatte außer den schwarzen Haaren auch das schmiegsame Wesen seiner Mutter geerbt.

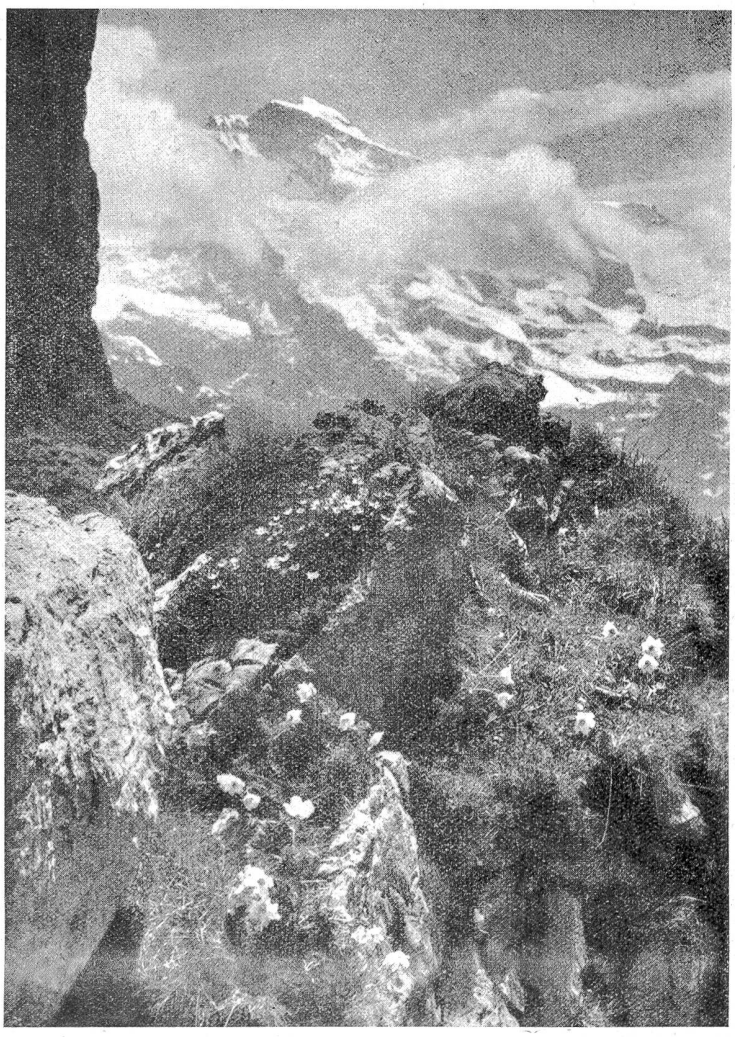
Rikelchen blieb in den beiden Jahrzehnten des Aufstiegs unwandelbar.

Ihr Arbeitswille nahm mit dem wachsenden Wohlstand nicht ab. Von früh bis spät hoppelte sie in der Wohnung, im Laden, in der Küche hin und her. Hunderterlei dessen, was das Dienstmädchen oder die beiden Verkäuferinnen allein hätten schaffen können, verrichtete sie jahraus, jahrein selber. Gust erhob manchesmal Einspruch. Aber auf ihre Frage, ob es irgendwer so schnell, so gut machen könne wie sie, mußte er wohl oder übel mit einem Nein antworten.

Rikelchens Frohsinn wurde mit der Lebensweitung nicht lauter, nicht lärmender. Sie konnte nicht anders als heiter sein. Wie die Sonne gar nicht anders kann als scheinen. Aber selbst wenn Rikelchens tagverhangener Gleichmut in strahlende Freude ausbrach, wurde dieser Ausbruch niemals zum Aufschrei, nicht einmal zum heftigen Ruf. Er blieb in sich selbst beschlossen. Wie ein Naturereignis, der Lichtstoß des Sonnenaufgangs, das Rauschen der Meereswogen, das Gefunkel der Sterne, des Beifalls, der Bestätigung, der Anteilnahme der Menschen nicht bedarf. Sondern sich auch dann völlig unverändert vollzieht, wenn niemand es wahrnimmt.

Nur Rikelchens Liebe wandelte sich im Lauf dieser Jahre. Sie nahm nicht etwa ab, wurde vielmehr noch größer, noch tiefer, als sie beim Beginn des gemeinsamen Lebenswegs gewesen war.

Ihr Gust stand Rikelchen selbst über ihrem Kinde. Stand Rikelchen vielfach vor Jupp. Sie schalt sich deswegen. Sie wollte es ändern. Aber Einsicht und Wille waren in ihrem Herzen machtlos. Konnte sie dessen Schlag ändern? Durch Gewalt, für kurze Zeit ja! Aber ehe man sich's versah, ging es wieder im alten Trott. Nun, der Schlag ihrer Seele ging in diesem Takt: Dich lieb ich, Gust, Gust!



Im Alpengarten der Schynigen Platte. (Phot. Rüedi, Lugano.)

Nicht einen Tag lang vergaß Rikelchen ihre Herkunft. So folgte sie dem Ungestüm Gusts auf die vielgegabelten Wege seiner Lebensänderung nur zaudernd. Bei allen Wandlungen sagte sie: „Zuviel Gust, nicht nötig! Es geht noch so, Gust. Es war auch so sehr schön ...“ Sie hemmte Gust bei seinem Tun nicht. Aber sie mahnte, wenn das Neue zwischen ihnen besprochen wurde, zur Bedächtigkeit. Warnte vor Uebereilung. Riet Abwarten an.

Denn im innersten Herzen Rikelchens atmete die Sorge, daß mit jedem Höherhinauf die Gefahr des Wiederhinab wachse. Und nicht einmal gleichmäßig, sondern durch die Zunahme des Nachoben um Vielfaches.

Manchmal, wenn sie schlaflos neben Gust im Bett lag, der selbstzufrieden vor sich hinschnarchte, fragte Rikelchen sich, ob es nicht sinnvoller sei, Genug! zu sagen als immerfort: Mehr! Mehr!? Ob Gott nicht gerade von jenen Menschen, mit welchen er es gut meint, die Bewährung erwarte, daß sie selber sich das Ziel setzen? Ja, so war es: Der Prüfstein für Gust hieß, nicht über das naturgegebene, schicksalbestimmte Lebensziel hinaus, sondern davorbleiben! Lieber einige Schritte, ja, wenn sein Lauf nicht anders rechtzeitig anzuhalten war, viele Meter davor bleiben, als es auch nur um einen Fuß breit überrasen. Denn das war die Mannessünde, welche nicht vergeben werden kann, der Erbfrevel, welcher den unaufhaltsamen Sturz in den Abgrund zur Folge haben mußte: Seine Grenze überschreiten.

Eines Abends in der Dämmerung, als er ihr Gesicht nicht sehen konnte, sprach Rikelchen von ihrer geheimen Lebenssorge. Gust wollte das grelle Gaslicht anzünden, welches er trotz des Einspruchs seiner Frau aus dem Laden in die Wohnung hatte hinaufleiten lassen. „Nicht!“ bat sie ihn. Gegen seine Gewohnheit erfüllte er ihre Bitte. „Also, meinetwegen noch eine Viertelstunde im Schummer sitzen! Das Gasgeld, obgleich wir es nicht nötig haben, sparen!“ und ließ sich in den Stuhl am Fenster fallen, wo wenigstens er von der Straßenlaterne beschienen wurde, während seine Frau am andern Fenster im Dunkeln saß und mehr und mehr darin versank.

„Ja!“ fuhr Gust herum, als Rikelchen ihren Herzensglauben: „Genug! Mehr als genug!“ bekannt hatte, „ja, soll der Mensch denn stehenbleiben, wo er steht? Dann gibt es auf der Welt bis zum Jüngsten Tag nicht den allergeringsten Fortschritt. Und so was sagt eine gescheite Frau im Zeitalter der Entwicklung! Stehenbleiben — zum Lachen!“

„Wie kannst du nur so daneben hören!“ fuhr Rikelchen tapfer fort. „Bist du etwa stehengeblieben? Wohnst du noch, wie dein Vater und deine Mutter, in den Baracken?

Diakonissenhaus Bern. Châlet Belvoir, Schänzlistrasse 25.

Oder unten in der Hofstube, die Tag und Nacht unser einziger Unterkunftsraum war? Nicht einmal nebenan in der Altjungfernwohnung mußt du dich herumdrücken!"

„Aber jetzt, da uns das ganze obere Stockwerk gehört, verlangst du von mir Stillstand!"

„Wenn man das Haus, nicht das Senatorhaus meine ich, sondern das Haus seines Lebens, das einem vom Schicksal zugewiesen wurde, ausgefüllt hat, dann ist es doch wohl an der Zeit, Gust, sich wenigstens zu fragen, ob man es nun genug sein lassen und mit dem ‚Zufrieden!' anfangen soll."

„Hundertmal hab' ich mich danach gefragt."

„Und die Antwort?"

„Reicht nicht!"

„Du willst —"

„Aufstocken! Das Senatorhaus, das an allen Ecken und Enden zu eng ist. Die Werkstatt muß in den zweiten Stock. Fragt sich nur, ob der Krempel die Kosten wert ist, oder ob's besser ist, die ganze Flickschusterei aufzugeben? Aber daß es ein unwürdiger Zustand für mich ist, mit meinem Schreiber in einem Raum zu sitzen, eine Arbeitsstätte zu besitzen, an deren Tür ein Schild lügt: Privatkontor. Das fragt sich nicht. Also aufstocken. Das Senatorhaus von ehemals. Und unser Lebenshaus. Denn auch dies ist zu eng geworden. Auch dies läßt sich aufstocken. Wenn die Grundmauern stark genug dazu gelegt wurden. Und das sind sie. Bestimmt bei mir. Und hoffentlich auch bei dir!"

„Halt ein, Gust!"

„Da haben wir's also endlich, das Wort, das ich schon hundertmal von dir hörte, obgleich du es bisher noch nicht ausgesprochen hast, das Frauenwort: Bis hierher und nicht weiter!"

„Nein, Gust, ich will nicht, daß du an dem gegenwärtigen Fleck stehen bleibst. Wohl aber wünsche — nicht: verlange! — wünsche ich, daß du nach und nach langsamer, daß du vorsichtiger, daß du zufriedener, daß du, dankbarer als bisher, auf dem eingeschlagenen Wege weitergehst."

„Zufrieden? Bin ich. Aber dankbar? Wem? Alles was mein ist, habe ich durch eigne Kraft errungen. Alles, was ich besitze, habe ich gegen den Willen der Stadt aus dem Nichts erschaffen. Vorsichtiger? Nicht einen einzigen neuen Weg habe ich ohne reifliche Ueberlegung betreten. Wie das Ergebnis beweist. Oder habe ich Fehltritte gemacht? Bin ich gestrauchelt? Habe ich jemals zurückgehen müssen, weil ich einen falschen Weg wählte?"

„Nein, Gust."

„Warum in aller Welt also soll ich langsamer gehen?"

„Weil jeder Mensch in einem Leben eigentlich nur einen Lebensschritt aufwärts machen darf. Du aber hast schon drei, vier über deinen Pantoffelmachervater hinausgetan."

„Wer hat mir die Zahl der Schritte über meine Herkunft hinaus zu erlauben? Wer besitzt das Recht, zu bestimmen: ‚Bis hierher, Gust, und nicht weiter!'? Wer? Meine eingeborene Kraft."

„Auch deine Kraft."

„Auch ...?"

„Ja, Gust, nicht nur deine Kraft."

„Wer außer ihr? Was sonst?"

Rikelchen schwieg.

Nicht weil Gust sie überzeugt hatte. Nicht weil sie sich ihm gegenüber im Unrecht wußte. Sondern weil die Sprache sie im Stich ließ. (Fortsetzung folgt.)

90 Jahre Diakonissenhaus Bern.

Den Lesern der „Berner Woche" ist das Berner Diakonissenhaus nichts Unbekanntes. Frühere Jahrgänge berichteten in Wort und Bild über dessen Entstehung, Entwicklung und segensreiches Wirken. Seit unserem letzten Bericht hat sich allerdings sein Wirkungskreis noch erweitert, ist die Zahl der gegründeten oder übernommenen Häuser noch größer geworden, hat aber glücklicherweise auch die Schar der Schwestern bedeutend zugenommen. Es sind ihrer nun mehr als 1000.

Heute ist es uns ein freudiges Bedürfnis, von der Jubelfeier zu erzählen, die das Berner Diakonissen-